Carl Albert Loosli

Aktuell

Nr. 5 / Herbst 2014
Verantwortlich für diese Ausgabe: Erwin Marti, Martin Uebelhart

Dr Loosli, oder?

Von Beat Sterchi, Bern

Natürlich sagte ich zu, den 4. Band dieser so verdienstvollen Werkausgabe zu besprechen. *Gotthelfhandel* heisst der Titel und mit Gotthelf habe ich immer wieder zu tun, sowohl als Leser wie auch als Performer und über Loosli und Loosli zu Ehren habe ich nicht nur geschrieben, ich habe auch geholfen, ein ihm gewidmetes Programm aus Texten und aus Musik zu gestalten: Dr Loosli, oder! Dr Loosli, wüsster! Dr Loosli, vrschtöhter!

Ja, natürlich bin ich ein Bewunderer von diesem Loosli, der so kantig, knorrig und einsam in unserer Literaturlandschaft steht wie eine Wettertanne, die sich ins Flachland verirrt hat. Und ja, genau wie Loosli habe ich auch am Schweizerischen Schriftstellerverein gelitten, welchen es, wie so vieles, ohne ihn nicht gegeben hätte. Oder wenigstens nicht dann oder nicht so. Und bin ich nicht stolzer Besitzer seines noch immer unentbehrlichen vierbändigen Werkes zu Hodler? Nie habe ich in einem Buchladen mehr Geld auf einmal neben die Kasse gelegt. Dr Loosli, wüsster? Dr Loosli, oder? Dr Loosli het das aus!

Was beim Einlesen sofort auffällt ist die Tatsache, dass schon der junge Loosli sehr flott und flüssig formuliert. Nicht nur ist seine Feder flink, er kommt auch selbstbewusster und weltgewandter daher als bis anhin vermutet. Er benützt praktisch keine Helvetismen, was für jene Zeit und besonders für einen Autor, der von den schönsten und besten berndeutschen Gedichten überhaupt geschrieben hat, nicht selbstverständlich ist. Man entwickelt beim Lesen ziemlich rasch das Bild eines Mannes, der publizistisch und korrespondierend ziemlich kühn in die Welt hinausgreift und dem man gerne über die Schulter auf den Schreibtisch in Bümpliz schaut, von wo aus so mancher bittere Kampf zu führen war. Schon bald glaube ich auch die verletzte Seele zu spüren, die, weil ihr nie etwas geschenkt wurde, sich manchmal aufbrausischer wehrt, auch sturer, als nötig. Dieser Loosli sieht sehr genau, wie andern einfach zufällt auf Grund ihrer Herkunft und ihrer Verbindungen, wofür er hart und oft vergebens kämpfen muss.

Aber kämpfen tut er, wenn auch nicht immer glücklich. Aber nie vergessen, dass seinen Anstrengungen die erste ernsthafte Gesamtausgabe Gotthelfs zu verdanken ist! Schon gar nicht vor dem Hintergrund des berüchtigten und hier ausführlich dokumentierten Gotthelfhandels. Bei diesem grossen schweizerischen Literaturstreit wird man Zeuge einer eigentlichen Entgleisung, die Looslis Karriere auf sehr tragische Art nachhaltig schaden sollte. Der Anfang bildet eine Satire, die mit einer Wette beginnt und sich unter anderem auf die bekannte Shakespeare-Bacon-Kontroverse bezieht. Um zu zeigen, wie schnell der Literaturbetrieb jedem Unsinn aufsitzt, schreibt Loosli einen Artikel, in dem er behauptet, nicht Bitzius, sondern der Bauer Geissbühler habe eigentlich die Werke Gotthelfs verfasst. Der Scherz wird natürlich nicht erkannt und der Schuss geht hinten hinaus. Die dann erfolgenden Mystifikationen, dieses empörte Reagieren und Protestieren auf allen Seiten und die Umdeutung der Satire in eine Schandtat habe ich noch nie begriffen und begreife sie auch jetzt noch nicht. Insbesondere bleibt mir aber unverständlich, wie Loosli während den im Blätterwald tobenden Schaumschlägereien die Übung nicht einfach abbricht, als sich längst abzeichnet, dass er nicht verstanden wird und es ist auch nicht ganz nachzuvollziehen, warum er sich in der Schlussbilanz in seiner Wette bestätigt und als Sieger sieht.

Bei anderen Satiren entgeht mir, bei allem Respekt für seine Anliegen, das Verständnis für die Schärfe. Ich sehe den Biss nicht. Irgendwie muss man damals subtiler, auch braver gedacht haben, dass vieles, was

als "bös" eingestuft wird, heute eher harmlos wirkt. Bei einigen verliere ich schon bald das Interesse, denn meine Neugier eilt bald voraus, will dem Absehbaren entfliehen und ich ertappe mich dabei, dass ich Seiten wende, bevor ich sie fertig gelesen habe, auch weil ein Thementeil bevorsteht, der mich selbst beschäftigt und in welchem unter dem Titel "Bärndütsch" Texte zu unserer besonderen Sprachsituation versammelt sind.

Und in der Tat: Mein immer mitlesender Bleistift fängt an Wörter einzukreisen, ganze Zeilen zu unterstreichen, so vieles wird verblüffend genau erfasst und auf den Punkt gebracht. Ja, Loosli wusste schon 1910, dass eine Sprache kein System ist, auch kein Instrument, an welchem jeder, der will, herumschrauben und herumbasteln kann, sondern ein Kulturorganismus mit einem Eigenleben, das, wie er so schön sagt, "spriesst und welkt und stirbt". Natürlich freue ich mich, zu lesen, dass einer vor 100 Jahren aufschreibt, was ich heute denke, aber gleichzeitig bemerke ich, wie sich am Rand die hingekritzelten Fragezeichen häufen.

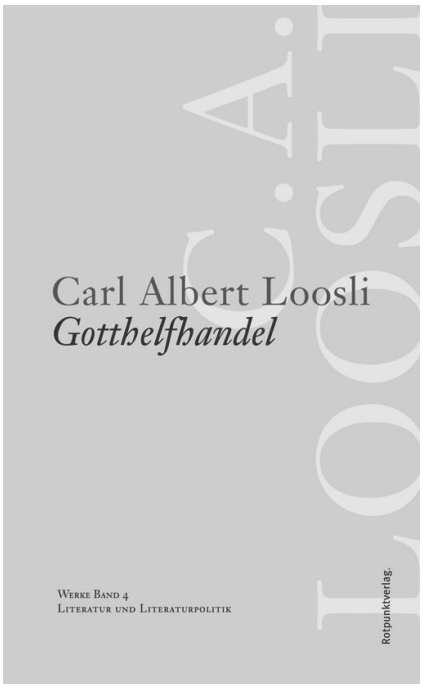
Erstaunt stelle ich schon bald fest, dass sich Loosli auch widerspricht, sogar ziemlich heftig, und ich bemerke zu meiner Überraschung, dass er alles so Einleuchtende, was er zu unserer Sprachsituation zu sagen hat, unter der völlig falschen Annahme schreibt, unsere Mundarten seien dem unaufhaltsamen Zerfall ausgesetzt. Nach seiner Einschätzung dürfte es heute gar kein Berndeutsch mehr geben und mein Staunen wächst ins Unermessliche, wenn ich lese, dass auch er meint, in unserer Alltagssprache, lasse sich nicht alles sagen, wie er sogar versucht darzustellen, dass sich das "Vaterunser" nicht wirklich auf Berndeutsch übersetzen lasse und er eigentlich jenen Leuten das Wort redet, die noch nicht kapiert haben, dass alle Sprachen gleichwertig sind. Klar, "Dys Rych söw cho" klingt sicher weniger elegant als "Dein Reich komme", aber ob in all den anderen Hunderten von Übersetzungen diese Zeile näher an Luther herankommt, bleibe dahingestellt, falsch wäre es sicher, all diesen Sprachen deswegen ihre Vollwertigkeit abzusprechen und ihnen höchstens diesen verflixten Mundartstatus zuzugestehen. Wir sprechen, wie wir sprechen und wie diese Sprache genannt wird, ist für den Sprechenden ohne Bedeutung. Dass Looslis Haltung diesbezüglich so ambivalent war, hätte ich nie gedacht.

Weniger überraschend sind die Einblicke, die er uns in den Aufrufen, Artikeln, Briefen und einem satirischen Gebet zu seinem Leben als Berufsschriftsteller gewährt. Ja, das Schreiben ist ein hartes Brot und leider hat sich wenig verändert. Auch heute leben viele Schreibende unter der Armutsgrenze, nur ist diese so hoch, das einer, der nicht in jede Konsumfalle tschalpet, trotzdem leben kann. Aber mit fünf Kindern wie er damals? Und in Würde? Das wäre auch heute eher schwierig. Es ist ein Fluch, aber auch heute bekommt man Anfragen für Texte und Auftritte, sogar von öffentlichen Institutionen, ohne dass ein entsprechendes Budget vorhanden ist. Und wie schon erwähnt, habe ich auch am Schweizerischen Schriftsteller Verband gelitten und in unzähligen Vorstandsitzungen habe ich sehr wohl an Loosli gedacht und verstanden, dass er schon nach einem Jahr wieder ausgetreten war. Eigentlich ist das Problem ganz einfach: Jeder kann sich selbst ausrechnen, dass bei den wenigsten der rund 1000 Mitgliedern die heute dem ADS angehören, das Schreiben im existenziellen Mittelpunkt steht und dass der ADS nicht für alle wirklich der wesentliche Berufsverband ist wie es der SSV damals auch nicht war. Ja, mit den Schrebergärtnern im Verband, gäbe es auch bei den Bauern unlösbare Konflikte.

Nun haben diese Ausführungen längst nicht alles Wesentliche berührt und doch sind sie zu lang geraten, übersteigen leider die vorgegebenen 7000 Zeichen. Ich wäre aber ein schlechter Leser Looslis, wenn ich nicht verlangen würde, dass hier weder zensuriert noch gekürzt werden darf. Sonst schreibe ich einen Artikel, in welchem ich behaupte, nicht Loosli, sondern Fredi Lerch und Erwin Marti seien die wahren Verfasser dieser hier besprochenen Schriften!

Dr Loosli, oder? Dr Loosli, wüsster? Dr Loosli het ja scho immer!

Beat Sterchi, Theaterautor und Spoken-Word-Performer bei *Bern ist überall*. Er schreibt auch Prosa, Gedichte und Reportagen.



Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik.
Werke Bd. 4, 504 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-333-4
www.rotpunktverlag.ch

Die Mundart und die «Hauptsprache» im Oeuvre von Carl Albert Loosli

Von Dominik Müller, Genf

Im Oktober 2012 fand in Basel eine Tagung zum Dialekt in der Literatur der deutschen Schweiz statt. Ihre Besonderheit bestand darin, dass der Dialektgebrauch in seinem Spannungsverhältnis zur Hochsprache untersucht wurde. Dem verlieh auch der Titel der Tagung sinnfälligen Ausdruck: «dialÄktik». So ging es in meinem Beitrag zu C.A. Loosli[1] darum, wie sich dessen relativ schmales Werk in Mundart – es umfasst drei Erzählwerke, *Mys Dörfli* (1910), *Üse Drätti* (1910) und *Wi's öppe geit* (1921), sowie den Gedichtband *Mys Ammitaw*, 1911, – und das übrige Oeuvre zueinander verhalten. Gibt es etwa gar zwei Autoren mit dem Namen Loosli, einen berndeutschen und einen hochdeutschen? Einige meiner Beobachtungen und Überlegungen sind hier in komprimierter Form zusammengestellt.

> „Die ungewaschene Sprache hat manchen Leser abgeschreckt, andere gerade entzückt. Als Protest gegen alles Salonbauerntum wirkte sie ganz erfrischend. Allein, daß damit nun, wie Loosli meint, die Natur ganz getroffen sei, möchten wir bezweifeln. "[2]

So urteilte Otto von Greyerz Anfang der 1920er Jahre über Loosli als Mundarterzähler. Es passt durchaus ins Bild von Loosli als eines Rebellen, der sich notorisch mit dem Mainstream anlegte, dass er beim konservativen Chefideologen der Mundartbewegung des frühen 20. Jahrhunderts keine Gnade fand.

Schlägt man heute aber etwa den ersten von Looslis berndeutschen Erzählbänden, *Mys Dörfli,* auf, scheint uns ein Autor entgegenzutreten, der keineswegs vor den Kopf stösst, sondern eher auf Rührung aus ist und im Leser vor allem das Mitgefühl anspricht. Ist das «Dörfli» zudem nicht just jener verklärte Erinnerungsort, der bei den populären Mundartbüchern, die namentlich in den Buchhandlungen in Berner Landen die einschlägigen Rayons füllen, bis heute so beliebt ist? Hat Loosli Schule gemacht oder unterstand er selber schon einer übermächtigen Tradition? Hörte er auf, ein Rebell zu sein, wenn er berndeutsch schrieb? Oder sind wir heute nicht mehr in der Lage, die raueren Seiten dieser Texte, die von Greyerz ärgerten, wahrzunehmen?

Die Mundartbücher nehmen in Looslis Werke durchaus eine Sonderstellung ein. Weil ihre Rezeption nie ganz abbrach, wurden sie gelegentlich neu aufgelegt, so dass Verlagsrechte auf ihnen bestanden und sie von Fredi Lerch und Erwin Marti nicht in die siebenbändige Werkausgabe des Rotpunkt-Verlags aufgenommen werden konnten.

Ich gehe im Folgenden auf einige Besonderheiten ein, die Looslis Mundarttexte gegenüber seinen hochdeutschen Werken auszeichnen (auch wenn man sich da vor zu strikter Grenzziehung hüten muss) und wende mich dann einigen gleichsam literaturstrategischen Gründen zu, die für Loosli beim Schreiben in Mundart wichtig waren.

1

Das erste Mundartbuch *Mys Dörfli* beginnt mit einer mit «D's Annemarei» betitelten Erzählung. Dank der Biographie von Erwin Marti wissen wir, dass es sich hier um eine versteckte Hommage an Looslis Schüpfener Pflegemutter Annemarie Zweiacker handelt.[3] Das verrät, wie persönlich es in diesen Texten zugehen kann. Dass sie nicht offen autobiographisch sind, dürfte Loosli die sonst gemiedene Preisgabe von Privatem erleichtert haben. Die Person, zu der Nähe gesucht wird, muss aber nicht unbedingt die eigene sein. Das zeigt etwa die Erzählung «Der Hubusepp u sy Fritz», die auch deshalb als Studienobjekt geeignet ist, weil sie als eine der wenigen in einer bern- *und* einer hochdeutschen Version existiert. Letztere erschien 1927 in *Sansons Gehilfe und andere Schubladen-Novellen*. Der Titelheld trauert um seinen einzigen, bei Holzarbeiten verunglückten Sohn, packt dann aber tapfer sein Tagwerk wieder an. So ist die Erzählung ein Manifest gegen Rührseligkeit, obwohl sie dieser selber nicht immer ganz widerstehen kann. Gerade bei der Feindosierung der Rührung unterscheiden sich aber die beiden Versionen. Das kann hier lediglich an je zwei Sätzen gezeigt werden:

> „Im mym Dörfli nide sy d'Liechter lengschte-n-aui erlösche. Numen uf em Hubu brönnt no-ne rueßige

[1] Die Druckfassung meines Vortrags «Ein Autor – zwei Werke. Das Nebeneinander von ‚Hauptsprache' und Mundart bei C.A.Loosli» ist abgedruckt im Tagungsband: Simon Aeberhard, Caspar Battegay, Stefanie Leuenberger (Hg.): dialÄktik. Deutschschweizer Literatur zwischen Mundart und Hochsprache, Zürich (Chronos) 2014, 61-78.

[2] Otto von Greyerz: Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz. Geschichtlich dargestellt, Leipzig (Haessel) 1924, 66.

[3] Dazu: Erwin Marti: Carl Albert Loosli, Biographie Band 1, Zürich (Chronos) 1996, 17–20.

Rüeböutägu i der hingere Stube. U dert hocket e Vater am Totebett vo sym enzige Bueb, vo sym Fritz.“[4] (*Mys Dörfli*, S. 79.)

„Im Dorfe drunten sind die letzten Lichter erloschen; alles schläft. Nur auf der Hub brennt noch ein flackerndes Rüböllämpchen in der hintern Stube; dort sitzt der Bauer an der Bahre seines einzigen Sohnes und wacht.“[5]

In der berndeutschen Fassung sorgt ein Oszillieren zwischen Distanz und Nähe für mehr Eindringlichkeit. Loosli wählt hier das Wort »hocke«, das der Dialektwortschatz als derbere Alternative zu »sitze« bereithält. Berndeutsche Alternativen gibt es auch für «Sohn»: «Bueb» bringt mehr Zärtlichkeit ins Spiel als das neutralere «Suhn». Mit dem unbestimmten Artikel, «e Vater», hebt Loosli das Bild ins Prototypische, um es dann aber durch das Nachschieben des Vornamens, «vo sym Fritz», gleich wieder persönlicher zu machen.

Generell ist ausschlaggebend, dass der Erzähler und die Figuren die gleiche Sprache sprechen. Looslis Berndeutsch ist das ländliche Berndeutsch des Unteremmentals und es wird, was die Erzählprosa angeht, nur eingesetzt, um Geschichten zu erzählen, die dort spielen, eine Restriktion, die mehr oder weniger für die ganze Mundartliteratur gilt. Die Figurenrede scheint – namentlich in den Personenbezeichnungen oder den Diminutiven – den Erzähltext auch dort zu infiltrieren, wo die Figuren nicht selber reden. So werden die emotionalen Bezüge der Figuren zu Menschen, Tieren und zur Umgebung Sprache, was für eine gewisse Sentimentalität sorgen kann. Diese hält sich aber deshalb in Grenzen, weil sie nicht als gefühlige Sauce vom Erzähler über das Erzählte gegossen wird, sondern aus dessen Innerem erborgt ist.

Die verhaltenen, manchmal das Sentimentale streifenden Töne werden zudem innerhalb der Erzählbände sorgfältig durch burleske und satirische Töne ausbalanciert. *Mys Dörfli*, das mit der Huldigung an die Pflegemutter beginnt, klingt mit einem witzigen Politmärchen aus: «Wy der Cheiser vo Östrych zum Bundespresidänt cho isch u was si zäme prichtet hei».

2

Wie bei einem so ausserordentlich reflektiert verfahrenden Autor nicht anders zu erwarten, verfolgte Loosli mit seinen Mundartbüchern noch ganz andere Ziele.

Das Medium, die berndeutsche Sprache, ist Teil der Botschaft. Das zeigt sich an den Nachworten und den Glossaren, die den verwendeten Dialekt erläutern. Ein wiederkehrendes Thema ist die Schreibung des vokalisierten «l», für die Loosli zwei Verfahren erprobt, zuerst «w», später ein unterpunktetes «l». Dass er sich gegen die naheliegende und von anderen Autoren praktizierte Lösung entschied, einfach durchgängig «u» zu schreiben, zeigt, das er die phonetische Besonderheit, mit der sich die Berner Dialektsprecher auf dem Land von denen in der Stadt unterscheiden, hervorstreichen und gar zum Stolperstein machen wollte.

Zum Schweizerdeutsch schrieb er 1913: «Ich bin verliebt, sterblich verliebt in unsere Dialekte! Aber man kann eine Liebe im Herzen tragen, trotzdem, – nicht wahr? – die Geliebte schwindsüchtig ist. […] Ich weiß, daß die Geliebte sterben wird, darum nützen wir die Zeit aus, die uns noch gehört, so lange wir uns noch etwas zu bieten haben».[6] Der Vergleich signalisiert, dass Looslis Beschäftigung mit der Mundart nicht ohne Weiteres der Heimatschutzbewegung zuzurechnen ist, die weniger ein erotisches als ein paternalistisches Verhältnis zu dem zu Schützenden zu unterhalten pflegte. Zum 1904 gegründeten »Deutschschweizerischen Sprachverein« von Pfarrer Eduard Blocher, dem Großvater Christoph Blochers, hielt er ostentativ Distanz,[7] weil ihn die pangermanischen und antifranzösischen Parolen abstießen.[8]

Mehr Nähe empfand Loosli zu Emanuel Friedli, dem Verfasser des siebenbändigen Monumentalwerks *Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums* (1905-28). Mit Friedli verband Loosli nicht nur eine in der Erziehungsanstalt Trachselwald verbrachte Jugend, sondern auch die Konzentration auf den Dialekt der Berner Landschaft und seine regionalen Besonderheiten. Das Stadtberndeutsch war für Loosli eine Mischsprache aus dem, was er die «Hauptsprache» nannte, und der Mundart. In jener sah er das «Gesetz der Übereinkunft» am Werk, in dieser das «der Natur». «Die Mundart ist ursprünglich, die Hauptsprache nachträglich.»[9] Diese gewagte Theorie liess Loosli auch vom «ehrlichen, biederen Berner-

[4] C.A. Loosli: Mys Dörfli. Bern (Francke) 1910, 79.

[5] C.A. Loosli: Sansons Gehilfe und andere Schubladen-Novellen. Bern (Verlag des Pastalozzi-Fellenberg-Hauses) 1926, 196f.

[6] C.A. Loosli: Welsch ist Trumpf, Werke Band 4, Zürich (Rotpunkt) 2007, 171–178, hier 171 und 173. Erstdruck in*: Der Hausfreund, Kalender für das Schweizer Volk,* Bümpliz 1913, S. 95ff.

[7] Vgl. C. A. Loosli: Von unserer Sprache, Werke Band 4, Zürich (Rotpunkt) 2007, 157–162. Erstdruck in: *Wissen und Leben*, Heft 13, 1.4.1910.

[8] Dazu: Erwin Marti: Carl Albert Loosli, Biographie Band 2, Zürich (Chronos) 1999, 90–94.

[9] C.A. Loosli: Grundsätzliches über die Mundart und ihre schriftstellerische Anwendung [1916], Werke Band 4, Zürich (Rotpunkt) 2007, S. 180.

charakter, der natürlichen Geradheit»[10] der Dialektsprecher schwärmen. Auf diese glaubte er als Verbündete seiner Feldzüge gegen Ungerechtigkeiten verschiedenster Art am ehesten zählen zu können.

Den Traum vom reinen Ursprung der Sprache kann man auch hinter der vorgegebenen Behauptung wittern, Gotthelfs Schriften seien in Tat und Wahrheit vom Bauern Johann Ulrich Geissbühler verfasst worden. Was zum «Gotthelfhandel» aufgebauscht wurde und Loosli über Jahre unverhältnismässig schadete, mutet wie das Experiment eines hellsichtigen Literatursoziologen zur Entlarvung der Scheinheiligkeit des Gotthelfkults an. Das Denkspiel, das einen Bauern an die Stelle des Stadtberner Patriziersohns als Verfasser der Gotthelf'schen Werke setzt, dürfte aber nicht nur taktischer Natur gewesen sein. Zu deutlich entspricht es Looslis Neigung, Stadt und Land, das Vermischte und das angeblich Reine gegeneinander auszuspielen. Ein zeittypischer sprachpuristischer Zug dürfte es Loosli auch verboten haben, anders als der grosse Jeremias Gotthelf, Hochsprache und Dialekt zu mischen. Etwa in den Dialogpartien seines Kriminalromans *Die Schattmattbauern* könnte man Dialektpassagen erwarten, was die Brückenstellung dieses Buches zwischen den Romanen Jeremias Gotthelfs und Friedrich Glausers vollends deutlich gemacht hätte.

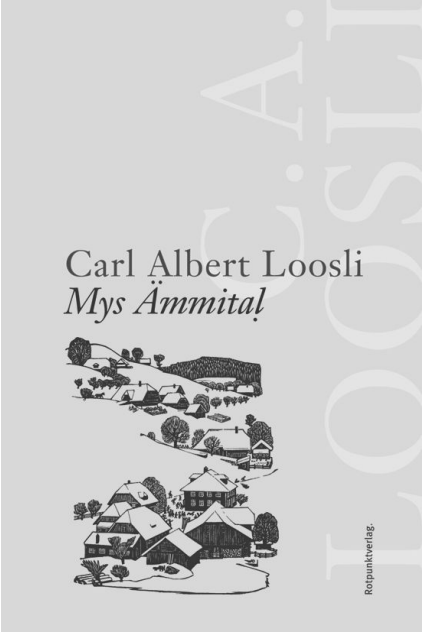
Im Nachwort zu *Wi's öppe geit* von 1921 erklärt Loosli dieses vierte Mundartbuch zu seinem letzten. Der Grund: »U myner Bärner hei mi nid verstange!«[11] Loosli sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, in den Mundartlesern ein Publikum zu finden, das ihm leichter folgt als die verbildeten Literaten. Albert Bitzius hatte seinen ersten Roman, *Der Bauern-Spiegel,* mit dem berühmten Satz beginnen lassen: «Grüß Gott, liebe Leute, und zürnet nüt.» Loosli verabschiedet sich als Mundartschriftsteller mit den Worten: «Dernäbe bhüet ech Gott u zürnet nüt, oder zürnet mira, es isch mer ou glych!»[12]

Dominik Müller, geb. 1954, Studium der Germanistik und Geschichte in Bern und Wien. Seit 1990 Lehre und Forschung an der Universität Genf, verschiedene Engagements für die aktuelle Literatur der Schweiz, seit 2012 Präsident der eidgenössischen Literaturjury. Schwerpunkte: deutschsprachige Literatur der Schweiz, Editionsphilologie (u.a. Mithg. der Historisch-kritischen Gottfried Keller-Ausgabe), Verhältnis von Literatur und bildender Kunst. Publikationen u.a. *Vom Malen Erzählen.* Von Wilhelm Heinses «Ardinghello» bis Carl Hauptmanns «Einhart der Lächler»»(Wallstein 2009), Mithg.: *Figurationen des Grotesken in Goethes Werken* (Aisthesis 2012), Hg.: Albin Zollinger, Die grosse Unruhe (Chronos 2012).

[10] C.A. Loosli: Bärndütsch, In: *Berner Bote*, 1. Jg., 7.12.1904, Nr. 11.

[11] C.A. Loosli: Werke Band 4, Zürich (Rotpunkt) 2007, 191.

[12] Ebd. 193.



Carl Albert Loosli: Mys Ämmital. Gedichte.
Einführung von Erwin Marti. Holzschnitte von Emil Zbinden und CD-Hörbuch mit ausgewählten Gedichten, gelesen von C. A. Loosli und Paul Niederhauser.
302 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-388-4

Werkstattgespräch mit Paul Niederhauser

Über das Interpretieren von Texten Carl Albert Looslis

Paul, Du hast anfangs der sechziger Jahre zusammen mit Deiner Frau die legendäre Junkere 37 gegründet. Worum ging es da und wie kam es dazu? Von Haus aus bist Du ja Schauspieler.

Ja. Aber da muss ich etwas ausholen. Nach den obligatorischen Schulen in Huttwil, einer abgebrochenen Feinmechanikerlehre in Neuenburg und einem Jahr beim Schweizerischen Jugend- und Volkstheater (bärndütsch!) als Geissenpeter, wurde ich gezwungenermassen Buchhändler und besuchte anschliessend die Schauspielschule Zürich. Wieder in Bern, wo ich schon während der Buchhändlerlehre wohnte, bewarb ich mich am Stadttheater bei Rudolf Hammacher für die Rolle des Valentin im Faust. Am gleichen Vorsprechtag gastierte dort das schon erwähnte Jugend- und Volkstheater. Zufälligerweise traf ich dabei Josef Berger, den Gründer und Leiter dieses Theaters. Er bot mir ein neuerliches Engagement an. Da ich am Stadttheater nach dem Vorsprechen nur als Zweitbesetzung vorgesehen war, nahm ich an und ging bald darauf auf Tournee. Zwischen den Spieltagen hatte ich viel freie Zeit und war zeitweilig bei Radio Bern als

Sprecher verschiedener Rollen in Hörspielen tätig, suchte aber weitere Herausforderungen. Schon während meiner Zürcherzeit rezitierte ich immer wieder Gedichte und Kurzprosa, zu dieser Zeit in der Hochsprache. Mit dem Sänger und späteren Radiomitarbeiter Georges Pilloud gastierten wir zeitweilig in der Region mit einem Kurzprogramm. Mit diesem Hintergrund hatte ich in Bern einen Namen für eine neue Herausforderung: Das Wort! Ich suchte und fand an der Junkerngasse 37 einen Keller und baute ihn als Vortragsraum um. So wurde das „Podium" geboren, das später durch Sergius Golowin, Zeno Zürcher, Franz Gertsch und andere unter dem Namen Junkere37 weitergeführt wurde. Es war für mich eine äusserst fruchtbare Zeit: Theaterspielen auf Tournee, Rezitationen in Hoch- und Berndeutsch von Alfred Tennyson über Rilke, Novalis, Gfeller, von Tavel - dazu kamen Einladungen vieler junger Schweizer Schriftsteller wie Walter Kauer, Rainer Brambach, Herbert Meier, Kurt Marti, Franz Wurm und Jörg Steiner.

Wie bist Du Interpret geworden? Wie hat sich bei Dir das Verhältnis zu Dialekt und Hochsprache bzw. Dein Verhältnis zum Interpretieren von Texten aus diesen beiden Sprachbereichen entwickelt?

Wegen meiner ganzen Vorgeschichte, der Liebe zum Wort. Am Anfang stand wegen der Rolle des Geissenpeters die Mundart im Vordergrund, dann während der Schauspielschule die Hochsprache, beim Jugend- und Volkstheater wiederum die Mundart. Als ich 1962/63 das Podium verliess und zur Migros Bern wechselte, zuerst als Assistent des Klubschulleiters und später als „Entwickler" des Kulturprozents, war die Mundart absolut im Vordergrund. Der Ablösungsprozess zwischen Hochsprache und Mundart hat sich ganz natürlich ergeben. Die Interpretation von Texten aus beiden Sprachbereichen war und ist für mich derselbe Arbeitsvorgang.

Wann hast Du das erste Mal von C. A. Loosli gehört? Was bedeutet er Dir?

Das war in den frühen sechziger Jahren. Josef Berger, der Leiter des Jugend- und Volkstheaters, erzählte mir von Loosli. Er muss ihn gekannt haben. Bergers richtiger Name war Wladimir Schermann, Berger war sein Künstlername. Er hat mir Looslis Mundartbücher ausgeliehen. Selber war er ein hervorragender Rezitator und hat an vielen Orten Loosli gelesen. Er war es, der mich auf unsern C. A. L. aufmerksam gemacht hat!

Spürt man, dass C. A. Loosli selbst Interpretierender, Vortragskünstler gewesen ist? Gewissermassen war er ja einer Deiner Vorläufer.

Als ich die berndeutschen Texte Looslis kennenlernte, habe ich darauf gar nicht geachtet. Er war für mich immer „nur" der führende Berndeutsch-Autor, inhaltlich wie sprachlich. Erst als ich vor etwa 15 Jahren die Radioaufnahme mit Loosli aus dem Jahr 1958 hörte, wurde mir klar, woher seine dramatische Meisterschaft herkam: er hatte sie schon in sich! Seine Interpretationen sind dramaturgisch richtig, Ton und Rhythmus stimmen. Mir wurde bewusst, dass sich seine Text-Interpretation mit meiner beinahe deckt: schnörkellos und gerade. Auf den Inhalt bezogen, ohne Schönfärberei. Man weiss ja, dass es Loosli um etwas „ganz Schändliches" ging, wie er selber sagt, den Versuch nämlich, die berndeutsche Lyrik in die ganze mögliche – und manchmal auch unmögliche – Versschule einzubinden. Loosli hat es geschafft, *Mys Ämmital* beweist es.

Gibt es beim Interpretieren von Texten C. A. Looslis etwas Besonderes, das beachtet werden muss? Es geht hier um die Frage nach Inhalt und Form, nach Rhythmus, Tonalität, nach den Sprachbildern, etc. Wie muss man Dialektgedichte heute und Gedichte Looslis im Besonderen heute vortragen? Damit sie uns auch heute immer noch etwas sagen? Da gibt es doch auch die Gefahr der nostalgischen Verklärung, was ja gar nicht im Sinne Looslis wäre. Oder siehst Du das ganz anders?

Beim Erarbeiten seiner Gedichte vergesse ich die ganze Versschule. Der überwiegende Teil seiner Gedichte sind kleine, geballte Geschichten aus seinem Leben und Schaffen. Die Inhalte sind wichtig, die Aussagen. Also vergesse ich zunächst die ganze Kunst der Versschule und konzentriere mich auf Inhalt und Aussage, bis ich spüre, begriffen zu haben. Begriffen, was Loosli sagen will. Der Reim ist nur Beilage. Ohne darauf geachtet zu haben, finde ich Rhythmus, Tonalität, ganz natürlich und ungekünstelt. Ich glaube, so komme ich Loosli am nächsten! Für mich – und ich glaube auch für Loosli – ist und war wichtig und richtig, die Texte so zu belassen wie sie geschrieben sind, aber interpretiert und gestaltet mit dem Verständnis der heutigen Zeit: klar, ohne falsches Pathos, ohne Geziertheit.

Hast Du ein Lieblingsgedicht oder eine Erzählung Looslis, die Dir besonders viel bedeutet?

Es gibt zwei Texte, ein Prosastück und ein Gedicht, die von meinen Zuhörern immer wieder als Zugabe verlangt werden. Das Publikum bestimmt ja letztlich, was gut ist. Es ist die Eingangsepisode aus dem Kapitel *Was üse Drätti vo synen Eltere u Grosseltere het gwüsst z brichte* aus *Üse Drätti*. Für mich persönlich hat diese kurze Episode geradezu

Dürrenmattsche Züge, einen an sich tragischen Inhalt mit schwarzem Humor anzureichern und ihn so für den Leser oder Zuhörer geniessbar zu machen. Und dann das Gedicht *Der Ungerschied*, welches 1913 im Oberländer Tagblatt erschien und heute noch brennend aktuell ist.

Wie bereitest Du Dich auf eine öffentliche Rezitation vor? Worauf legst Du wert?

Bis vor zwei Jahren habe ich mich immer beim Autofahren vorbereitet. Wenn ich dabei einen ganzen Programmtext frei sprechen konnte, dann war ich gut vorbereitet – bis ich einmal einen Auffahrunfall hatte… Heute übe ich beim Spaziergang im Wald, mit dem Hund. Wenn der Text vom Kopf in den Bauch „gerutscht" ist, dann bin ich gut vorbereitet! Ich lege also grossen Wert darauf, dass der Text vollkommen verarbeitet ist, dass er sich gesetzt hat – als Voraussetzung dafür, dass sich dann beim Anlass selber zwischen mir und dem Publikum ein gegenseitiges Wechselspiel entwickelt.

Das Gespräch mit Paul Niederhauser führte Erwin Marti

Teurer Gotthelf

Seit Jahren entsteht an der Universität Bern eine Gotthelf-Edition. 11 von 67 Bänden sind erschienen. Nun ist das Projekt mit organisatorischen und finanziellen Problemen konfrontiert.

Von Fredi Lerch, Bern

Unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf hat der Pfarrer Albert Bitzius (1797–1854) ein riesiges Werk geschaffen. Die massgebliche Gotthelf-Ausgabe des Rentsch-Verlags, zwischen 1911 und 1977 erschienen, besteht aus 24 Werk- und 18 Zusatzbänden, dokumentiert aber nur eine Auswahl der Predigten, Briefe und journalistischen Arbeiten. Im Herbst 2004 haben deshalb an der Universität Bern zwei Projektteams unter der Leitung von Barbara Mahlmann und Christian von Zimmermann die Arbeit an der historisch-kritischen Gotthelf-Edition in Angriff genommen. 2012 sind die ersten acht Bände erschienen: politische Publizistik, Kalendergeschichten, zwei Bände mit Predigten. Im Moment liegen elf Bände vor.

Im vergangenen Winter ist das Editionsprojekt in eine Krise geraten. Einerseits haben sich die beiden Projektleitenden derart zerstritten, dass Martin Täuber, der Rektor der Berner Universität, zuerst eine Supervisorin einzuschalten versucht und dann von den Zerstrittenen ultimativ Auskunft verlangt hat, «wie sie das Projekt der Gotthelf-Edition künftig organisatorisch aufgleisen wollen». Am 2. April teilte die Projektleitung daraufhin mit, dass von Zimmermann die Gesamtleitung des Projekts übernehme, Mahlmann bis zu ihrer Emeritierung ohne Leitungsfunktion weiterarbeite und eine Mitarbeiterin aus von Zimmermanns Team stellvertretende Leiterin werde. Am 28. April hat die Universitätsleitung diesem Vorschlag zugestimmt.

Anderseits ist die Edition finanziell ein Fass ohne Boden. Die Anschubfinanzierung von je 6 Millionen Franken durch den Schweizerischen Nationalfonds und den Kanton Bern geht zur Neige. Nun sollen die bisherigen Projektteams zu einem Kernteam von Festangestellten vereinigt werden, das die Edition um 2038 abschliessen soll. Ohne Drittmittel in zweistelliger Millionenhöhe ist das kaum zu finanzieren. Bekannt ist, dass die Universität Bern zurzeit mit einem anonymen Mittelgeber verhandelt, der im Bereich Finanzberatung und Controlling arbeite und als Gotthelf-Liebhaber gelte. Die Universitätsleitung dementiert gegenüber dem Berner Online-Medium Journal B, dass es sich um Christoph Blocher handle, bestätigt aber, dass Verhandlungen im Gang seien.

Zwei zusätzliche Probleme werden die Editoren weiterhin beschäftigen. Zum einen arbeitet die Projektleitung, so Christian von Zimmermann, seit 2012 an der Umstellung auf computerphilologische Arbeitsverfahren, beabsichtigt sei aber nicht, «die Bibliotheksedition einzustellen oder zu kürzen». Die Strategie gehe vielmehr in Richtung einer «Mehrfachnutzung» des erarbeiteten Materials: «Wir sind nicht mehr allein auf das Buchmedium angewiesen, sondern können zugleich eine digitale Edition oder Teiledition vorbereiten und unsere Daten für kleinere Ausgabeformate wie Auswahleditionen oder Taschenbücher bereitstellen."

Das zweite Problem ist eine bernische Schildbürgerei: Der Arzt Christoph von Rütte hat Teile des handschriftlichen Nachlasses seines Urgrossvaters Albert Bitzius geerbt und weigert sich seit Jahren standhaft, die Manuskripte – unter denen, wie er sagt, sehr viele auch intime Briefe der Brautleute liegen – dem Editionsteam in irgend einer Weise zur Verfügung zu stellen. Zehn Jahre historisch-kritisches Engagement für seinen Vorfahren haben ihn bisher nicht umzustimmen vermocht.

Aus: Neue Zürcher Zeitung, Feuilleton vom 21.06.14 / Nr. 141 / Seite 61

Einblicke in die Loosli-Werkstatt

Ja, es braucht alles mehr Zeit und deshalb erscheint der vierte und letzte Teil der Biografie C. A. Looslis erst 2016. Aber die Arbeit geht gut voran, neun von zwölf Kapiteln sind geschrieben. Es hat sich verdeutlicht: ein Axiom um das sich Looslis Kampf bewegt, sind die Menschenrechte. Das wird im Titel, der noch nicht definitiv ist, seinen Ausdruck finden müssen. Seit Wochen finde ich am treffendsten PARTISAN FÜR DIE MENSCHENRECHTE. Die umfangreichen Recherchen sowie die Schreibvorgänge bleiben für mich spannend und es ist für mich wie eine Verpflichtung, bis zum Schluss den Weg zu verfolgen, den der Philosoph von Bümpliz genommen hat (Hilfestellung für allfällige zukünftige NZZ- oder WoZ-Rezensenten: „Philosoph von Bümpliz“ war als Ehrentitel gedacht und folglich alles andere als eine Herabsetzung). Ich verspreche: Das Buch wird gut zu lesen sein. Noch besser wird es sein, die drei Vorgänger zusätzlich zur Hand zu haben. Zum Abschluss möchte ich Euch ein klein wenig den Speck und den Vegetariern unter Euch den geräucherten Tofu vor der Nase durchziehen. Vor einiger Zeit habe ich gehört – ich weiss nicht mehr von wem – bereits der erste Satz eines Romans sei unglaublich aussagekräftig und bezeichnend – oder gar entscheidend für den Erwerb und die Lektüre oder überhaupt für alles! Ich wage es, und da sind sie, meine jeweils ersten Sätze zu den bereits (zu 99 %) abgeschlossenen Kapiteln:

1 DER COUP. Freitag 13. November 1936, morgens Viertel vor sieben: Beamte der Sicherheits- und Kriminalpolizei der Stadt Bern nehmen im Hotel Wächter an der Neuengasse eine Personenkontrolle vor.

2 DEUTSCHES VERHÄNGNIS. Der italienische Faschismus und vor allem der deutsche Nationalsozialismus gehörten zu den grossen Herausforderungen der Zeit.

3 IM AUGE DES ORKANS. BERN, DIE SCHWEIZ UND DER NATIONALSOZIALISMUS 1933-40. Carl Albert Loosli verfügte über einen Trommelrevolver mit einem Schweizer Kreuz drauf.

4 DAS SPIEL MIT DEM FEUER (1940-45). Der Krieg war bereits ein halbes Jahr alt, da schrieb Loosli seinem Freund Josef Messinger, dem Prediger der Israelitischen Gemeinde Bern.

5 MAN KONNTE ES WISSEN, WENN MAN NUR WOLLTE. JUDEN, FLÜCHTLINGE, ANTISEMITEN. Eigentlich hatte Loosli in seinem Buch aus dem Jahre 1927 vieles vorausgesagt, das sich bewahrheiten sollte.

6 MACHT UND RECHT. Die griechische Kultur hat die ganze Mit- und Nachwelt erleuchtet.

7 GOTTFRIED KELLERS POLITISCHE SENDUNG. In den ersten Tagen des Jahres 1943 führte sich Loosli wieder einmal die *Zürcher Novellen* und den *Martin Salander* „zu Gemüte“.

8 UM DEN ARCHIPEL ADMINISTRATIV-JUSTIZ. „Die ‚Administrativjustiz‘? Tja! Dass Du von den dort geschilderten Verhältnissen keine Ahnung hattest, braucht Dich nicht sonderlich zu beschämen, denn ausser den unmittelbar davon als Opfer betroffenen armen Teufeln und einigen ganz wenigen einsichtigen Leuten (meistens erfahrene Richter und Kriminalisten) hat überhaupt niemand eine Ahnung davon“.

9 DIE VERDINGKINDER. Was alles ging im kleinen Carl Albert vor, der ohne Eltern aufwuchs!

Bis hierher und nicht weiter, und Euer Entschluss steht jetzt hoffentlich fest. Und nun muss ich wieder an die Arbeit und wünsche Euch allen einen schönen Herbst und alles Gute. *Erwin Marti*

Hugo Loetscher: *Lesen statt klettern*
Aufsätze zur literarischen Schweiz

Essay, detebe 23721, 496 Seiten. 2008.
ISBN 978-3-257-23721-4. sFr 16.90 *unverb. Preisempf.

Auch erhältlich als E-Book, 2013:
ISBN 978-3-257-60110-7sFr 13.00* unverb. Preisempf.

»Wo andere Völker nach den Sternen greifen, fangen die Schweizer an zu klettern«, schreibt Hugo Loetscher. Doch wer liest, statt zu klettern, findet in diesem Band 17 brillante Essays zur Schweizer Literatur mit ihren bekannten und weniger bekannten Protagonisten. Hugo Loetschers nicht ganz unpersönliche Ansätze zu Max Frisch, Ludwig Hohl, Adolf Muschg, Friedrich Dürrenmatt, Niklaus Meienberg, **C.A. Loosli** u.v.a.m. bilden ein Standardwerk zur Schweizer Literaturgeschichte.

Runder Tisch, Soforthilfe und Volksinitiative für eine umfassende Entschädigung aller Zwangsfürsorgeopfer

Nach jahrzehntelanger Vorarbeit durch einzelne Betroffene und Wissenschaftler entschuldigten sich Bund, Kantone, Kirchen und Verbände, angeführt von Simonetta Sommaruga, am 11. April 2013 bei den Betroffenen. Die Justizministerin gab den Auftrag, einen Runden Tisch für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen einzurichten. Dessen erster Vorsitzender, Alt-Ständerat Hansruedi Stadler, sorgte für paritätische Zusammensetzung: 12 Delegierte der Behörden und Verbände, 12 Delegierte der Betroffenen und ihrer Organisationen. Forschende, welche sich mit der Thematik befasst hatten, wirken als Nicht-Stimmberechtigte mit. Die erste Sitzung des Runden Tischs war am 13. Juni 2013, wozu die Organisationen der Betroffenen schon am 10. Juni einen umfassenden Forderungskatalog mit vielen konkreten Anträgen einreichten. Am 25. Oktober 2013 übernahm Luzius Mader, stellvertretender Direktor des Bundesamts für Justiz, die Leitung des Runden Tischs. Eine Website

www.fuersorgerischezwangsmassnahmen.ch

mit den Protokollen und Dokumenten des Runden Tischs wurde eingerichtet, ebenso ein Betroffenenforum. Weitere Anträge und Inputs kamen von Behörden und Verbänden, wobei diese, insbesondere der Bauernverband, neben der Erarbeitung konstruktiver Kompromisse auch die Abwehr insbesondere finanziell konkret bezifferter oder auf Rechtsvertretung abzielende Vorschläge von Betroffenen-Vertretern betrieben. Solche Differenzen führten zum Austritt des Vereins netzwerkverdingt.ch aus dem Runden Tisch. Behördliche Inputs waren insbesondere die Einbindung der Opferhilfestellen sowie Akteneinsichtsempfehlungen und die Bezeichnung kantonaler Stellen, meist der Staatsarchive, als Anlaufstellen für Betroffene. Am 1. Juli 2014 legte der Runde Tisch einen Bericht mit seinen Empfehlungen zuhanden von Bundesrat, Parlament, Behörden und Gesellschaft vor. Empfohlen werden die Schaffung eines Solidaritätsfonds zur Zahlung von Abgeltungen an alle Opfer vor 1981, wissenschaftliche Aufarbeitung, Einrichtung von Denkmälern und Gedenkstätten, Druck einer Gedenkbriefmarke und Prägung einer Gedenkmünze, Aktensicherung und vieles mehr, nachzulesen im Bericht, der auch eindrückliche Aussagen von Betroffenen im Wortlaut enthält. Die Verwirklichung dieser Empfehlungen liegt nicht in der Kompetenz des Runden Tischs. Der Runde Tisch soll aber deren Umsetzung begleiten und überwachen. Aus eigener Kompetenz errichtete der Runde Tisch einen Soforthilfefonds für Opfer, die heute noch in einer finanziell prekären Lage leben. Er ist bisher mit der kaum weit reichenden Summe von rund 5 Millionen Franken aus freiwilligen Beiträgen hauptsächlich der Kantone sowie anderer Spender ausgestattet und zahlt seit August 2014 maximal 12'000 Franken auf Gesuch hin aus. Wegen der Medikamentenversuche an Heimkindern lieferte auch die Pharmaindustrie einen Beitrag, während der Bauernverband zum Unmut der ehemaligen Verdingkinder dies bisher verweigert.

Um den politischen Prozess zur finanziellen Wiedergutmachung der Leiden aller Opfer, auch jener, die sich später emporarbeiten konnten und finanziell besser dastehen, sowie zur umfassenden wissenschaftlichen Aufarbeitung zu beschleunigen, lancierte die *Guido Fluri Stiftung*, die am 22. Juni 2013 bereits die Gedenkstätte im ehemaligen Kinderheim Mümliswil SO eröffnete und seit 2010 das Forschungsprojekt

www.kinderheime-schweiz.ch

betreibt, am 29. März 2014 die politisch breit abgestützte Wiedergutmachungsinitiative

www.wiedergutmachung.ch.

Von den erforderlichen 100'000 Unterschriften sind (Stand Ende August 2014) rund 85'000 bereits gesammelt.

Thomas Huonker, Zürich,
anfangs September 2014

Wiedergutmachungsinitiative

(Mitg.) Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn haben die Wanderausstellung «Enfances volées – Verdingkinder reden» im Freilichtmuseum Ballenberg finanziell unterstützt. Der Synodalrat befürwortet die Durchführung einer nationalen Kollekte zu Gunsten der Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen. Er empfiehlt den Kirchge-- meinden, im zweiten Quartal 2015 eine Kollekte durchzuführen. Zur Zeit werden Unterschriften für die sogenannte Wiedergutmachungsinitiative gesammelt. (REFBEJUSO)

http://www.verdingkinderreden.ch/
http://www.wiedergutmachung.ch/home/

Die Geschichte von Päuli Zürcher

Die Könizer Historikerin Verena Blum-Bruni hat einen Roman geschrieben über eines der himmeltraurigsten Verdingkinderschicksale des 20. Jahrhunderts: über jenes von Päuli Zürcher.

Am 1. Februar 1945 stirbt in einer abgelegenen Berghütte im Ladholz, hoch über dem Entschligetal, ein fünfjähriger Verdingbub. Der junge Pflegevater ruft den Dorfarzt in Frutigen an, er brauche einen Totenschein. Weil er aber keine Todesursache nennen kann, wird der Arzt stutzig und sagt: Ohne Leiche keinen Totenschein. So muss der Pflegvater das tote Büblein buckeln und selber ins Dorf hinunter. Der Dorfarzt traut seinen Augen nicht und sagt, diese Leiche müsse zur genaueren Untersuchung nach Bern.

Im gerichtsmedizinischen Institut in Bern bietet in den nächsten Tagen der Professor seinen Studenten exklusives Anschauungsmaterial, wie man sich in einer landärztlichen Praxis ein zu Tode misshandeltes Verdingkind vorzustellen habe. Über das, was er in dieser Vorlesung sieht und hört, schreibt ein anonym gebliebener Student einen Bericht und schickt ihn an die «Berner Tagwacht». Der Text erscheint am 16. Februar 1945 unter dem Titel «Das ist Kindsmord».

Eine Geschichte, die nicht mehr loslässt

Sie habe zwar über diese Geschichte «eine Erzählung» geschrieben, sagt Verena Blum-Bruni im Gespräch, aber so weit als möglich sei sie «knallhart an den Fakten» geblieben. Zum Glück. Sie weiss viel: Sie hat Päuli Zürchers Geschichte über viele Jahre recherchiert, bevor sie zu schreiben begonnen hat.

Dass sie von diesem Verdingkindertod nicht mehr losgekommen ist, hat auch mit ihrer Zeit im Staatsarchiv zu tun, wo sie einige Jahre gearbeitet hat. Beim Blättern in den Gerichtsakten wurde sie dort eines Tages mit der Fotografie konfrontiert, die 1945 im gerichtsmedizinischen Institut von der Leiche gemacht worden ist. «Ich habe danach eine zeitlang schlecht geschlafen.»

Später hat Blum-Bruni in den Akten den Hinweis gefunden, dass Päuli Zürchers leibliche Mutter, die man im Februar 1945 zur formellen Identifizierung nach Bern brachte, ihren Buben nicht wiedererkannt habe.

Frostbeulen, Blutergüsse, abgemagert

Vorzustellen hat man sich die Leiche des Fünfjährigen so: 1,01 Meter gross und 13 Kilo schwer, völlig abgemagert, für die Grösse mehrere Kilogramm zu leicht. Sichtbare Verletzungen: Frostbeulen an Händen und Füssen, an den Fingern aufgebissen; das Gesicht voller Blutergüsse und Wunden, das eine Auge völlig blau. Ebenso völlig blau der ganze Brustbereich; Schlagverletzungen am ganzen Körper (inklusive Penis); im Nacken ein Furunkel mit beginnender Blutvergiftung.

Die Obduktion ergab: Entzündungen an Bronchien, Lungen und Blase sowie ein Lungenödem, das möglicherweise im Zusammenhang mit der terminalen Herzschwäche zu sehen sei. Eine tödliche Verletzung, die auf Totschlag oder Mord hingewiesen hätte, wurde nicht festgestellt.

In ihrem Buch erzählt die Autorin die Geschichte dieses Buben. In sechs grossen Kapiteln schildert sie, wie grossbäuerliche Selbstgerechtigkeit eine arme Familie aus einer Emmentaler Gemeinde vertreibt; sie schildert das himmeltraurige Leben von Päulis mittellosen Eltern, einer tüchtigen Frau und einem Handlanger, der säuft; sie schildert die politischen Künste eines Armenkommissionspräsidenten in einer Oberländer Gemeinde, der die Kinder der aus dem Emmental zugezogenen, armengenössigen Familie möglichst billig loswerden will.

Sie schildert, wie die Lehrerin des Dorfes den Päuli nicht in Pflege nehmen darf, weil sie bloss eine alleinstehende Frau ist – und wie dank windiger Referenzen der Bub in einem Nachbardorf zu einem jungen Ehepaar der «Evangelischen» kommt. Schliesslich erzählt sie, wie der Verdingbub von seinen Pflegeeltern innert einem halben Jahr kaputt gemacht wird und wie dieses Paar beim Prozess im Schloss Thun zu kurzen, aber immerhin unbedingten Gefängnisstrafen verurteilt wird.

Showdown in Alphütte und Gerichtssaal

Vor allem aus Rücksicht auf Nachfahren der damaligen Pflegeeltern im Entschligetal hat Blum-Bruni alle Personen- und Ortsnamen verändert. Darum heisst Päuli Zürcher im Buch Peter Zahler. Trotz der Fiktionalisierungen lebt das Buch in erster Linie vom fundierten sozialgeschichtlichen Wissen der Autorin. Sie zeigt am Einzelfall, was mit fürsorgerischen Zwangsmassnahmen angerichtet wurde, wenn menschenverachtende Armenpolitik in den faktisch rechtsfreien Räumen behördlichen Schlendrians zusammentraf mit dumpfen, verblendeten Pflegeltern, die in diesem Fall vom alten Testament nicht viel mehr als die Aufforderung zur schwarzen Pädagogik verstanden haben: «Wer seine Rute schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber liebhat, der züchtigt ihn bald.» (Sprüche 13,24)

Bei Päuli Zürchers Geschichte darf man nicht vergessen: Hätte damals der Dorfarzt ungeschaut

den Totenschein ausgefüllt, gäbe es sie nicht. Als der Schriftsteller C. A. Loosli am 6. März 1945 im «Tages-Anzeiger» unter anderem auf diesen Fall zu sprechen kam, meinte er, er sei bloss eines «von den unzähligen Verbrechen» die «an den sogenannten Verdingkindern im Kanton Bern» begangen würden.
Verena Blum-Bruni hat eine wichtige und insbesondere in den dramatischen Passagen in der Alphütte und im Gerichtssaal eindrückliche und bedrückende Erzählung geschrieben. Eine Geschichte, die nebenbei auch an all jene Verdingbuben und -mädchen erinnert, die spurlos aus der Welt gegangen worden sind.

Fredi Lerch + journal-B, Bern, 28.03.2014

© Gian Fontana 2012

Zwei Schicksale der „Administrativjustiz“ in der Schweiz

Das Ehepaar Daniela und Miro Tomarkin lebt in London. Sie haben sich in der Schweiz als „administrativ Versorgte“ kennengelernt und erzählen hier ihre Geschichte.

Ich wurde im August 1963 als uneheliches italienisches Gastarbeiterkind geboren. Das hiess, ich wurde zuerst in ein Kleinkinderheim verfrachtet (Luzern, Titlisblick) und kam danach zurück zu meiner Mutter. Sie hatte sich in der Zwischenzeit verheiratet, was bedeutete, dass ich einen Stiefvater vor die Nase gesetzt bekam. Mein Leben in dieser Zeit bestand aus einem strengen Regime von Arbeit und Strafen. Meine Mutter hatte dann Kinder mit der Person, die mein Stiefvater sein sollte. Ich musste zu den Babies schauen, sogar über Nacht. Nebst Schlägen und der immer wiederkehrenden Strafe – drei Tage ohne Essen - wurde ich von meinem sechsten Jahr an von einem Stief-Onkel, einem Stief-Grossvater und vom Stiefvater missbraucht . Dieser Missbrauch, Misshandlungen und Essensentzug sowie tägliche Schläge, all das fand zwischen meinem fünften und dem zehnten Lebensjahr statt . Als ich einmal von meiner Mutter zur Rede gestellt wurde, erzählte ich ihr, was sich abspielte. Ihre Reaktion war die Folgende: Sie nahm mich beim Genick und steckte meinen Kopf in die Toilette und betätigte die Spülung. Die Fürsorgerin vom Serafischen Liebeswerk stimmte mit meiner Mutter überein, dass ich höchstwahrscheinlich fantasierte. Ich musste im Haus arbeiten, danach zur Schule - und das regelmässig ohne Essen. Frühstück gab es nie für mich. Damals wohnten wir im Kanton Aargau.
In der Schule (Eppenberg,AG) wurde ich ausgelacht, als Tschingg betitelt. Da ich meine Arbeit vor Schulbeginn erledigen musste, kam ich dort meistens zu spät an. Der Lehrer machte spöttische Bemerkungen, was bei den Mitschülern zu noch mehr Hohn führte. Aufgaben konnte ich keine machen, da war keine Zeit dazu.
Eines Tages, immer noch im Primarschulalter, war die Türe einer Wohnung offen (im Zweifamilienhaus in welchem wir wohnten). Ich schlich hinein und nahm mir Würstchen, die im Kühlschrank waren. Die Nachbarin erwischte mich und klopfte an meiner Mutters Türe. Daraufhin, unter der Fuchtel der Fürsorgerin vom Liebeswerk, wurde ich in die Staatsmühlen zurückgeschoben. Nach einem 'Aufenthalt' in einer Beobachtungsstation wurde ich in ein Heim für schwererziehbare Kinder eingewiesen(Burg, St. Gallen). Begründung: die Wurst der Nachbarin und mein beharrliches Schweigen in der Beobachtungsstation.
Ich verbrachte den Rest meiner Kindheit und Jugend in Heimen (Beobachtungsstation Wangen bei Olten, Burg, St. Gallen und Landschule Röserenthal, Lehrlingsheim Riehen). In den Schulferien musste ich auf einem Bauernhof arbeiten und Kinder hüten, von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends. In der einstündigen Mittagspause und am Feierabend wurde ich in meine Kammer geschickt.
In einem der Erziehungsheime, im Röserenthal, lernte ich im Alter von knapp 12 Jahren meinen heutigen Mann kennen. Diese Heime befanden sich in direkter Nachbarschaft zueinander , zu Fuss fünf Minuten entfernt. Wir mussten auf dem Bauernhof, der zum Bubenheim gehörte, die Milch holen gehen. In unserm Heim kamen ein paar Kinder des benachbarten Kinderheimes zur Schule. In diesem Heim wurde ich auch in den Ferien zum Arbeiten geschickt.
Die Narben dieser "Kindheit" sind heute noch spürbar.

Daniela Tomarkin

Von Geburt an hatte ich einen ungewöhnlichen Background. Ich wurde in München als britischer Staatsbürger geboren. Mein Vater war beziehungsunfähig, gezeichnet von seiner eigenen persönlichen Geschichte und durch die Geschehnisse vor und während des Zweiten Weltkriegs. Als ich ungefähr drei Monate alt war, wurde ich nach Leoben, im Südosten von Österreich gebracht. Dort wuchs ich dann die ersten fünf Jahre bei meinen Grosseltern mütterlicherseits auf. Ich war im Glauben, meine Grosseltern seien meine Eltern. Kurz vor meinem sechsten Geburtstag wurde mir gesagt, dass meine 'richtigen Eltern' auf uns warteten. So traten wir die 825 Kilometer lange Reise im kleinen Puch- Auto meiner Grosseltern an. Den Tag meiner Ankunft in Liestal, auf einem Bauernhof im Oberen Windental, werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Gewalt war um mich herum. Meinen 'neuen' Eltern traute ich nicht und hatte ein schmerzhaft sehnliches Verlangen, zu meinen Grosseltern zurückzukehren. Ich wurde geschlagen, sah wie die Magd von der Bäuerin (Frau Schafroth) geschlagen und gedemütigt wurde. Mit sechs wurde ich nochmals nach Leoben in Österreich verschickt. Ich war überglücklich. Mit sieben musste ich jedoch wieder zurück. Diesmal war ich im Schulalter. Nebst der Gewalt und den Misshandlungen, denen ich ausgesetzt war, sah und hörte ich täglich wie die Magd misshandelt wurde. Zusätzlich wurde ich in der Schule geplagt, mit Steinen beworfen und als 'Tschingg' beschimpft. Ich plante meinen Weg nach der Schule, um dieser Hetzjagd auszuweichen. "Zuhause" wurde ich dann wegen Kleinigkeiten geschlagen. Wenn mir schlecht war und ich nicht essen konnte, wurde ich dazu gezwungen. Als ich dann in meinen Teller erbrechen musste, wurde ich gezwungen das Erbrochene zu essen. Auch wurde ich mitten in der Nacht aufgeweckt und verhört. Ein Schuh der sich nicht am richtigen Ort befand, das genügte, um diese Tortur auszulösen. Ich wurde so lange geschlagen, bis ich 'zugab', dass ich dies mit Absicht gemacht hatte. Das hiess nochmals Schläge, aber dann durfte ich wenigstens wieder ins Bett zurück. Meine Grosseltern schrieben besorgte Briefe an die Behörden und die Kantonspolizei in Liestal, mit Hinweisen, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Heute, nach vielen Jahren, hoffe ich Akteneinsicht zu erhalten und diese Briefwechsel einsehen zu können. Ich wurde dafür bestraft, dass ich während des oben erwähnten Aufenthaltes erzählt hatte, wie es mir und meiner Schwester erging. Die ersten sieben Jahre meines Lebens war ich meistens mit meiner kleinen Schwester zusammen, die leider verstorben ist (1965 – 1996 - sie wurde tot aufgefunden in ihrer Wohnung in Allschwil, nachdem sie schon zwei Wochen tot war). Dies wäre eine separate Geschichte. Ich fühlte eine Art von Verantwortung, auf meine "baby sister" aufzupassen. Als ich sieben Jahre alt war, nahm ich meine kleinere Schwester (5 Jahre alt) mit mir mit, um nach Leoben zu meinen Grosseltern zu marschieren. Da wir im obersten Stockwerk des "roten Cheditte Blockes" wohnten (Heidenlochstrasse 110, Liestal), kletterten wir über den Balkon einer der Seiteneingänge ein paar Stockwerke tiefer, da wir keinen Schlüssel hatten. Ich wusste, dass Leoben 825 km weiter im Osten liegt, so gingen wir von 5 Uhr morgens immer der aufgehenden Sonne entgegen und marschierten den ganzen Tag. Zwei Nächte verbrachten wir auf dem grünen Streifen, der damals die Autobahn-Fahrbahnen trennte. Wir wurden aufgegriffen. Zwei Monate später 'haute ich nochmals ab', wurde aber wieder geschnappt. Ich musste mit einem kahl geschorenen Kopf in die Schule zurückkehren. Zwei Wochen später haute ich nochmals ab, wurde aufgegriffen und in ein Erziehungsheim gesteckt. Mein Bild von der Schweiz war geprägt von meinen Erlebnissen. Ich empfand dieses Land als gewalttätig. Im ersten Heim hatte ich das Glück, dass die Erzieher eine 'Palast- Revolution' durchgeführt hatten. Damals lernte ich übrigens meine jetzige Frau kennen, sie kam vom benachbarten Heim abends zu unserem um Milch beim Bauern abzuholen. Wir hatten 'Stimmrecht' und lernten Verantwortung zu übernehmen. Leider dauerte dieser Versuch nur ein Jahr. Danach wurde wieder die alte 'Ordnung' eingeführt. Ich wehrte mich gegen den Entzug des Mitspracherechts und wurde deshalb, ohne ein Gesetz gebrochen zu haben, in eine Anstalt nach Luzern verschoben (Erziehungsheim für schwer Erziehbare und verhaltensgestörte Delinquenten). Die meisten ihrer Insassen waren über ein Gerichtsverfahren eingewiesen worden. Meine Versorgung hingegen war “administrativ” erfolgt, nicht auf dem gerichtlichen Weg!

Als ich dann in der zweiten Hälfte meiner 'Teenagerjahre' in eine Pflegefamilie kam, war ich schon sehr verbittert - insofern, als ich dachte, dass man mir was schuldete für die Zeit, da ich ungerecht eingeperrt und diesen katholischen Monstern ausgeliefert war. Ich spreche von der Erziehungs Anstalt Jugenddorf St. Georg, Bad Knutwil, Luzern.

Ich landete auch sehr schnell bei Drogen und wurde erneut inhaftiert: ich wurde mit 16 ins Amtshüsli gesperrt (Liestal), dann in Anstalten in Basel, Bern und wieder in Basel, und mit 18 Jahren in die AEA (Arbeitserziehungsanstalt) Arxhof, welches die letzte und auch beste 'Versorgung' in meiner endenden Jugendzeit war. Unter der Leitung von Rene Lötscher und dem Psychiater Dr. Roberto Lobos wurde die ganze Anstalt umgekrempelt und in eine ‘Therapeutische Insel' verwandelt. Nach 18

Monaten kam ich raus und war motiviert, ein neues Leben anzufangen. Ich erlernte auf dem zweiten Bildungsweg einen Beruf in der Henkel & Cie. AG Pratteln, zuerst Computer Operator, dann Anlagenchef, Analyst und Programmierer. Danach wurde ich von meinem Arbeitgeber an Weiterbildungskurse geschickt, nach Zürich, Mainz, Paderborn und schliesslich Wiesbaden, darauf wurde ich zum stellvertretenden EDV- Leiter befördert. Später war ich Projektmanager in grossen Firmen. In der Zwischenzeit hatte ich eine eigene Familie gegründet. Mit meiner Frau und meinen Kindern zog ich nach Grossbritannien. Dort erkrankte ich schwer an einem bösartigen Krebs dritten Grades – es ging ums Überleben! Ich wurde mehrmals operiert und einer hochdosierten Chemotherapie unterzogen – mit allen Folgeerscheinungen. Meine Begegnung mit dem Tod veranlasste mich zum Umdenken und zu einer beruflichen Neuorientierung: ich wollte meine Leidenschaft zum Beruf machen und mich der Kunst widmen. In der Zwischenzeit bin ich mit meinen Kunstwerken in Grossbritannien, Europa und in Nord- und Süd-Amerika bekannt geworden. Vor ein paar Monaten erfuhr ich, dass mein Vater in seiner Jugend ebenfalls durch die Mühlen der schweizerischen "Administrativjustiz" gegangen war. Er hatte also Ähnliches durchgemacht, wie mir Jahre später widerfahren sollte. Es überkam mich ein Gefühl der Beelendung. Kaum zu glauben, dass diese 'Maschinerie' noch zu meiner Zeit und sogar noch darüber hinaus genau gleich 'funktionierte'!
Ich hoffe Akteneinsicht zu bekommen, für die Zeitspanne von 1968 - 1981. Nicht nur über die Zeit im Kinderheim, sondern auch über alle Platzierungen und Korrespondenzen über mich/uns.

Miro Tomarkin, Jg. 1963

„Chindsmärit". Holzstich von Emil Zbinden aus: „Emil Zbinden: Landschaften und Menschenbilder. Holzschnitte zu Jeremias Gotthelf und C.A. Loosli". Limmat Verlag, Zürich 1988 / 2008). Archiv Emil Zbinden, Graphische Sammlung, Schweizerische Nationalbibliothek, Bern. © K. Zbinden, Bern.

Beim von interessierten Pflegeeltern „begutachteten" Mädchen auf dem Schemel handelt es sich um Bertha Kohler, die Mutter des Künstlers Emil Zbinden. Bertha Kohler hatte Jahrgang 1874. Sie verbrachte ihre Kinderjahre in Arnisäge (Gemeinde Arni). Ihr Vater trug als Alkoholiker nicht viel bei zum Unterhalt der Familie. Nach dem Tod der Mutter – Bertha war zu dieser Zeit zehn Jahre alt – wurde Bertha von der Gemeinde Arni zu einer Zimmermannsfamilie in Arnisäge verdingt. Nach drei Jahren wurde sie erneut verdingt und kam zu einem Bauern in Kirchlindach. (Dank für diese Information an Karl Zbinden).

Emil Zbinden (1908-1991), gelernter Schriftsetzer, bildete sich in Berlin und Leipzig in der Technik des Holzstiches weiter und erhielt 1935 von der Büchergilde Gutenberg den Auftrag, Holzstiche für ihre Gotthelf-Ausgabe zu schneiden. Ab 1954 illustrierte er Neuauflagen von C. A. Looslis „Üse Drätti", „Mys Dörfli" und „Mys Ämmital".

Vor 100 Jahren

„Nun ist der Krieg zwischen Russland und Deutschland erklärt, Frankreich mobilisiert und wird folgen, das grösste Völkermorden, welches die Weltgeschichte je gebucht kann beginnen. Es ist eine Frage von einigen Tagen, Stunden vielleicht! Was nachher kommt ist unerforschliches Entsetzen". Das sind Looslis Tagebucheintragungen vom Sonntag, 2. August 1914. Einen Tag zuvor hat der Bundesrat die allgemeine Mobilmachung angeordnet, in den Städten stürmen die Menschen Kaufläden und Banken. Die Ausländer reisen ab. Gerüchte und sich jagende Neuigkeiten verunsichern die Bevölkerung. Alle spüren: eine Welt gerät aus den Fugen, nichts wird mehr so sein wie zuvor. Am Abend des 1. August 1914 kommt noch einmal der Künstlerstammtisch im Café Bubenberg in Bern zusammen – vielleicht zum letzten Mal, einige sind schon zum Militär eingerückt. Eduard Boss, Emil Cardinaux, Oskar Bider sind anwesend, und Loosli. Die Schöpfungen der Kunst und des Geistes werden

durch diesen Krieg zerstört werden, davon geht er aus. Beruflich steht auch er vor dem Nichts. Von seinen literarischen Arbeiten weiss er nicht, ob er sie je wird weiterführen können – viele dieser Aufträge kommen aus Deutschland. Mit der Dichterei scheint es vorerst vorbei zu sein. Wie alle andern befindet sich auch Loosli in einem Wechselbad der Gefühle und der Meinungen. In diesen ersten Tagen des Krieges hofft er auf die Selbstbesinnung der Menschen, auf eine Wendung gegen den materialistischen Zeitgeist. Die Illusion verfliegt schnell, seine Tagebuchnotizen verdeutlichen, dass neben Fällen von Solidarität und Selbsthingabe, Hilflosigkeit und krasser Egoismus auftreten. Loosli selbst will sich unbedingt nützlich machen, er ist ja militärdienstuntauglich. Die zum Militär eingezogenen wehrfähigen Männer hinterlassen eine grosse Lücke. Loosli hilft befreundeten Bauern bei der Ernte. Nach wenigen Tagen ziehen Truppen in Bümpliz ein, Genfer, Waadtländer, Walliser. Am Nachmittag des 13. August wird Loosli von der Feldarbeit weggeholt und in den „Bären“ beordert, wo Sanitätsoffiziere auf ihn warten und ihn als Dolmetscher und Quartiermacher verpflichten. So kommt der militärdienstuntauglich geschriebene C. A. Loosli unverhofft doch noch zu einer militärischen Karriere. Fast vier Monate lang kommt er seinen Aufgaben nach, macht sich unentbehrlich beim Aufbau eines Etappenspitals mit an die 600 Kranken, beweist beachtliches Geschick beim Organisieren und Improvisieren. Der „Civilsekretär der Sanitätsabteilung Etappe No 1“, wie er sich offiziell nennt, ist auch für die Unterhaltung der Truppe besorgt, organisiert Konzerte und hält Lesungen. Looslis Gegner im Dorf schäumen vor Wut, der konservativ gesinnte Gemeinderat fühlt sich übergangen. Doch alle Versuche, den Zivilsekretär auszuschalten, scheitern. Die Welschen schätzen ihren Loosli und halten zu ihm. Die daraus entstehenden Freundschaften halten fürs Leben. Ende November ziehen die Truppen ab und das Lazarett wird aufgelöst. Loosli aber hat ein neues Thema gefunden und schreibt an seinen *Militärischen Erinnerungen eines Staatskrüppels*, welche im nächsten Frühjahr veröffentlicht werden. In diesem Bericht sind Beobachtungen und Erfahrungen festgehalten, nicht zuletzt über die unterschiedliche Dienstauffassung von Welschen und Deutschschweizern. Und sein Bümpliz hat er von einer ganz neuen Seite kennengelernt. Seinem Thema „Bümpliz und die Welt“ kann er ein weiteres Kapitel hinzufügen. Vor allem beschäftigt ihn die Frage nach der Schuld an diesem Krieg, den die Alliierten den „Grossen Krieg“ nennen. Für Loosli ist der Weltkrieg kein Zufall und kein schicksalhaftes Naturereignis, er ist von Menschenhand vor bereitet und gemacht. Seine Sympathien liegen auf Seiten der Alliierten, Frankreichs und Englands. Am 17. August notiert er, verantwortlich für den Krieg sei die „preussische Militärpartei, das preussische Krautjunkertum, die Kronprinzenclique“. Deutschland und mit ihm Kaiser Wilhelm sei durch diese Elemente vor ein *fait accompli* gestellt worden: „Armes Deutschland, das du dich von ein paar Supernationalisten in ein Abenteuer verwickeln liessest, das dich auf alle Fälle auf Jahrzehnte hinaus schwächen wird, auch wenn du siegst, das dich aber auch vernichten kann. Preussen ist dein Feind, der Feind der Menschheit und der Menschlichkeit“. Der Überfall auf das neutrale Belgien ist für ihn einer von mehreren Beweisen für die Kriegsschuld der deutschen Militärführung. Auch die unmittelbar nach Beginn des Kriegs einsetzende Pressepropaganda aus dem Reich, präparierte Texte, Bilder, Flugschriften, lassen auf lange Vorbereitung schliessen. Die Propaganda der Alliierten setzt erst Monate später ein. Loosli erachtet die deutsche Beeinflussung als gefährlich. Er sieht, wie sie die schweizerische Öffentlichkeit im höchsten Grade desorientiert. Tatsächlich ist der grösste Teil der deutschschweizerischen Presse und der Bevölkerung deutschfreundlich eingestellt. Aus Looslis Sicht ist das hirnlos und gefährlich und die Haltung seiner Landsleute schmerzt ihn: „Wenn Deutschland siegt, dann finis Helvetia!“ Oppositionelle wie Ragaz und Loosli beobachten, wie die Bevölkerung um eine objektive Berichterstattung betrogen wird. So bleibt die Tragweite und Bedeutung der Schlacht an der Marne im September der schweizerischen Öffentlichkeit verborgen, die Tatsache, dass der deutsche Vormarsch zum Stillstand gebracht worden ist (Noch Jahre später gehen schweizerische Militärspezialisten davon aus, die Deutschen hätten gewinnen können). Mit seiner Haltung gehört Loosli zu einer Minderheit in der deutschen Schweiz und steht an der Seite der welschen Intellektuellen. Carl Spittelers Rede *Unser Schweizer Standpunkt* am 14. Dezember ist deshalb auch für ihn eine grosse Tat und eine politische Wegmarke, bedeutet eine erste Kopfklärung und ein Aufruf zur Besinnung. Loosli trägt zur guten Aufnahme von Spitteler in der Romandie mit seinem *Lettre de la Suisse allemande* bei. Carl Spitteler und Ferdinand Hodler sind in Deutschland als vermeintliche Freunde Frankreichs und Englands „erledigt“. Beide sind mit Loosli befreundet. Hodler hat es im Oktober gewagt, die Beschiessung der Kathedrale von Reims durch deutsche Artillerie als barbarischen Akt zu bezeichnen. – Über seine Militärzeit hat Loosli keine Satire verfasst, wie er es ursprünglich vorgesehen hat. Eine Zeit ist angebrochen, die keinen Spass mehr versteht.

Erwin Marti

Loosli Büste

Das Vorstandsmitglied des *Vereins netzwerk-verdingt*, Armin Leuenberger, war mit Andreas Gfeller, einem Freund C.A. Looslis, jahrelang befreundet, begleitete ihn bis zu seinem Tod vor zwei Jahren. Er verwaltet weiter dessen Liegenschaft im Berner Ostring im Auftrag der Erben. Armin Leuenberger erwirkte, dass die verschollen geglaubte, vor einem Jahr wiederentdeckte, aber leider durch die jetzigen Hausbewohner beschädigte und nun auf deren Kosten restaurierte Büste von den Erben des Andreas Gfeller der C.A. Loosli-Gesellschaft geschenkt werden konnte. Die Übergabe erfolgte im Oktober.
Nach längerer Suche stellte sich heraus, dass die Büste ein Werk des Künstlers Pedro Meylan (1890-1954) ist. Pedro Meylan gehörte zum Waadtländer Freundeskreis um C.A. Loosli. Pedro Meylan wurde von C.A.Loosli sehr unterstützt, indem er ihm bei der Organisation von Ausstellungen in Lausanne und Zürich aktiv half. Die Büste wird im Februar 1918, im 41. Lebensjahr C.A. Looslis, entstanden sein. Über den Verbleib des Originals, welches ein Bronzeguss war, weiss man leider nichts. Bei der vorhandenen Plastik handelt es sich um einen Gipsabguss. Der Schöpfer der Büste, der Künstler Pedro Meylan, ist heute nicht mehr gross bekannt.

Text: Walter Zwahlen und Erwin Marti

Vollgeld-Initiative

Der parteilose C. A. Loosli stand u. a. der Freiwirtschaftsbewegung seines Verlegers Fritz Schwarz nahe. Es ist wohl in seinem Sinn, die aktuelle Vollgeld-Initiative hier vorzustellen (Text Initiativ-Komitee).

Problemstellung. "Das Geld- und Währungswesen ist Sache des Bundes; diesem allein steht das Recht zur Ausgabe von Münzen und Banknoten zu". Das ist der Wortlaut des Art. 99/1 unserer Bundesverfassung. Das erwähnte Bargeld macht aber nur etwa 10% der gesamten Geldmenge aus; die restlichen 90% sind elektronisches Geld auf unseren Zahlungskonti. Es wurde 'vergessen', dieses auch als Giralgeld benannte Geld in die Verfassung aufzunehmen. Diese geheim gehaltene Gesetzeslücke wird seit Jahrzehnten von den Banken ausgenützt, indem sie selbst Herstellung und Verteilung des Giralgeldes als 'Gewohnheitsrecht' praktizieren, dabei massiv überschiessende Geldmengen und Gewinne erzeugen, gefolgt von plötzlich platzenden Finanzblasen und Schuldenkrisen.
Im Jahr 2008 stand die UBS vor der Pleite. Damit nicht die ganze Wirtschaft in einer Kettenreaktion von Zahlungsverweigerungen zusammenbrach, musste sie der Staat mit ca. 60 Mia SFR retten. Das ist das gefürchtete "too big to fail"-Problem, das auch heute noch höchst aktuell und gefährlich ist. "Die Finanzbranche hat nichts gelernt", berichtet die kritische Presse.
Das Produktionsgeheimnis für Neugeld: Die Bank erteilt einem Kunden einen Kredit, ohne dass sie dazu vorhandenes Geld braucht. Es ist aus Luft gezaubertes Neugeld, für das der Kunde Zinsen bezahlen muss bis zur Tilgung der Schuld. Oder sie kauft Wertpapiere oder Immobilien und bezahlt mit ebensolchen Luftgeldbuchungen.

Die Vollgeld-Initiative beseitigt diese Privilegien der Banken und stellt das verfassungsrechtliche Geldmonopol der Nationalbank (SNB) wieder her. Allein die SNB darf neues Giralgeld in Umlauf bringen. Die Geldmenge {Bargeld + Giralgeld} ist wieder voll unter der Kontrolle der SNB. Es ist rechtlich vollwertiges Geld: *Vollgeld.* Für Kredite an Kunden benötigen die Banken zukünftig solches bereits zirkulierendes Vollgeld.
Die Vorteile: Das Geldsystem wird wesentlich einfacher, nur eine Sorte Geld; die Giralgelder sind nicht mehr in der Konkursmasse der Banken, **das "too big to fail"-Problem ist gelöst**. Wer neues Geld in Umlauf bringt, macht Gewinne: Geldwert minus Herstellkosten, beim Giralgeld sind das praktisch 100%. Künftig fallen diese Gewinne für neues Vollgeld von jährlich einigen Milliarden SFR bei der SNB an. Dieses Geld übergibt sie tilgungs- und zinsfrei dem Bund und den Kantonen oder direkt den BürgerInnen. Durch die Vollgeldeinführung fällt bei der SNB in den kommenden 10 bis 15 Jahren die riesige Summe von ca. 300 Mia SFR an, ganz ohne Schaden für irgendwen. Diese Mehreinnahmen übersteigen die heutigen Staatsschulden bei weitem.

www.vollgeld-initiative.ch

Sonderausstellung des Schulmuseums Bern

Daheim im Schloss

14. August 2014 – 23. Dezember 2015.
Schulmuseum im Haberhuus Muhlernstr. 9, Schloss Köniz.

Donnerstag 14. August 17.00 – ca. 18.00 Uhr
Vernissage Kulturraum Rossstall, Schloss Köniz

Mittwoch 12. November, 20. 00 Uhr
Referat von Erwin Marti:
Carl Albert Loosli – Bümplizer Philosoph und Anstaltskritiker.
Galerie im Chornhuus, Schloss Köniz

Hauptversammlung der Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft

Mittwoch, 18. März 2015, 18.30 Uhr
Bibliothek Bienzgut, Bernstr. 77, 3018 Bern-Bümpliz
(ab HB Tram Nr. 7, Haltestelle Post)

Anschliessend (19.30 Uhr) öffentlicher Vortrag:

Walter Däpp knüpft bei Carl Albert Loosli an

Anknüpfen bei CA Loosli, sich Gedanken über seine eigene Arbeit machen und mögliche Verbindungen heraus spüren: das wird der Berner Journalist und Autor Walter Däpp an der Hauptversammlung am 18. März 2015 tun.
Landesweit bekannt geworden ist Walter Däpp (*1946) durch seine „Morgegschichte“ auf Radio SRF 1 (früher DRS). 300 dieser berndeutschen Geschichten sind in drei Büchern (Zytglogge-Verlag) erschienen: "We das jede wett", "Drunger u drüber" und "steirych". Der Zytglogge-Verlag hat auch ein Hörbuch, eine Doppel-CD mit fünfzig Geschichten, herausgegeben: "zuegspitzt" – mit bluesigen Zwischentönen des Musikers Ronny Kummer. Ein weiteres Däpp-Buch, das an C.A. Looslis Schaffen erinnert: "Vom Traum, reich zu sein" – Armutszeugnisse aus der reichen Schweiz (Stämpfli-Verlag).

Als Abonnent der Berner Tageszeitung "Der Bund“ kenne und schätze ich Walter Däpp auch als Journalist und Redaktor. Beeindruckt haben mich in seinen Artikeln und Reportagen die Behutsamkeit, mit der er an Ereignisse heran geht, das Mitgefühl mit den betroffenen Menschen und der Respekt vor ihnen. Er beschreibt, weckt Betroffenheit, zeigt Verständnis und erwartet es auch beim Leser. Leider sind die wd.-Artikel im "Bund“ Vergangenheit, denn Walter Däpp ist in diesem Jahr in Pension gegangen. In einem Sammelband sind einige seiner Reportagen aber noch nachzulesen: "Herrlich komplizierter Lauf der Zeit" (Zytglogge).

Im Hinblick auf die Hauptversammlung 2015 wird sich Walter Däpp in die Biografie und in das Werk von Carl Albert Loosli einlesen, sich davon beeindrucken lassen. Von ausgewählten Stellen oder Themen aus wird er Brücken zum eigenen schriftstellerischen und journalistischen Schaffen schlagen, dazu passende oder ergänzende Texte daraus vorlesen und so die Zuhörerinnen und Zuhörer einem "Loosli-Däpp-Wechselbad“ aussetzen. Man darf gespannt sein, was für Anknüpfungspunkte er finden wird. Jedenfalls können sich die Anwesenden auf einen attraktiven Höhepunkt der Hauptversammlung 2015 freuen. *Weitere Angaben zu Walter Däpp: www.walterdäpp.ch*

Hans Ulrich Mutti

IMPRESSUM Carl Albert Loosli *aktuell*

Herausgeberin:	Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft www.carl-albert-loosli.ch
Redaktion:	Erwin Marti, Martin Uebelhart
Auflage:	600 Ex.
Druck:	Phönix Printing Pool, 4057 Basel www.phoenixdruck.ch

C. A. Loosli Werke

Herausgegeben von Fredi Lerch und Erwin Marti.
Erschienen im Rotpunktverlag Zürich, 2006–2009.
Projektleiter: Andreas Simmen. www.rotpunktverlag.ch

Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht.
Bd. 1, 552 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-330-3

Administrativjustiz. Strafrecht und Strafvollzug.
Bd. 2, 520 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-331-0

Die Schattmattbauern. Kriminalliteratur.
Bd. 3, 424 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-332-7

Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik.
Bd. 4, 504 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-333-4

Bümpliz und die Welt. Demokratie zwischen den Fronten.
Bd. 5, 568 Seiten. 2009. ISBN 978-3-85869-334-1

Judenhetze. Judentum und Antisemitismus.
Bd. 6, 540 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-335-8

Hodlers Welt. Kunst und Kunstpolitik.
Bd. 7, 536 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-336-5

C. A. Loosli Biografie

Erwin Marti: Carl Albert Loosli. 1877–1959.
Erschienen im Chronos-Verlag Zürich.
www.chronos-verlag.ch.

Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème 1877–1907.
Bd. 1, 396 Seiten. 1996. ISBN 978-3-905312-00-3

Eulenspiegel in Helvetischen Landen 1904–1914.
Bd. 2, 541 Seiten. 1999. ISBN 978-3-905313-21-5

Im eigenen Land verbannt 1914–1959.
Bd. 3.1, 528 Seiten. 2009. ISBN 978-3-0340-0943-0

Partisan für die Menschenrechte.
Bd. 3.2, erscheint 2016.

Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft

Vorstand / Kontakte:

Erwin Marti (Präsident)
Chrischonastr. 55, 4058 Basel
Telefon 061 691 51 92 / e-mail: ejmarti52@yahoo.de

Paul Niederhauser
Gurwolfstrasse 17, 1797 Münchenwiler
Telefon und Fax 026 670 09 81

Peter Reubi (Kassier)
Unterdettigenstr. 41, 3032 Hinterkappelen
Telefon 031 901 06 42 / e-mail: p.e.reubi@bluewin.ch

Hansueli Mutti (Sekretariat)
Waldeckweg 5, 3508 Arni
Telefon 031 819 28 54 / e-mail: humutti@gmx.ch

Homepage: www.carl-albert-loosli.ch

Chuen Gerber (Homepage)
Suldhaltenstr. 28, 3703 Aeschi b. Spiez
Telefon 033 650 95 84 / e-mail: chuen@bluewin.ch